

Es gal, in welchen Teil der Türkei Sie dieser Tage kommen, in den dortigen Städten, Dörfern, an den Küsten und auf den Plätzen erklingt eine donnernde Melodie. Junge Leute, Frauen und Kinder singen dieses Lied auf den Straßen. Es ist Paco de Lucias „Palenque“. Auf Türkisch heißt es übersetzt „Der Frühling kehrt zurück“. Es ist zur offiziellen Hymne der Opposition geworden, die sich gegen Erdoğan vereint hat.

Die Präsidentschaftswahl vom 14. Mai wird die historische Entscheidung darüber bringen, was für eine Republik die türkische sein wird, die am 29. Oktober 2023 ihren hundertsten Gründungstag feiert. Es ist keine Wahl wie jede andere. Es ist kein demokratischer Wettbewerb zwischen Erdoğan und der Opposition – das ist nur die Spitze des Eisbergs. Beantwortet wird die entscheidende Frage, ob die Türkei sich zu einer säkularen und demokratischen Republik entwickeln wird oder zu einer nahöstlichen islamischen Republik.

In einem gewissen Sinne ist die Türkei das Anwendungsgebiet von Samuel Huntingtons „Kampf der Kulturen“, und sie ist das am meisten durch den Ost-West-Konflikt geschädigte Land. Weil die Türkei historisch und geographisch sowohl Osten als auch Westen ist, doch zur gleichen Zeit auch weder Osten noch Westen. Georges Duhamels Beschreibung unseres Staates als „des östlichsten aller westlichen Länder und des westlichsten aller östlichen Länder“ trifft zu. Es ist aber auch eine Tatsache, dass die Türkei als eine Brücke zwischen Asien und Europa eine Identitätskrise erlebt.

Bis zum frühen zwanzigsten Jahrhundert brach das Osmanische Reich, dessen Herz, Geist und administratives Gewicht sich auf dem Balkan befand, zusammen. Das republikanische System wurde als „Nationalstaat“ durch Eliten vom Balkan, speziell aus Thessaloniki, gegründet. Was sie bekamen, war anatolisches Land, das zumeist vernachlässigt und als Reservoir für Soldaten und Bauern genutzt worden war.

Millionen von Menschen, die aus jenen osmanischen Gebieten geflohen waren, die durch den Ersten Weltkrieg verloren gingen, namentlich dem Balkan, dem Kaukasus und dem Nahen Osten, fanden ihre letzte Zuflucht in Anatolien. Es gab keine Gemeinsamkeit zwischen diesen Gemeinschaften, außer dass sie osmanische Untertanen gewesen waren. Ihre Sprachen, Gebräuche, Musik, Küchen, Religionen und Sekten waren unterschiedlich.

1923 schuf General Mustafa Kemal, später bekannt als Atatürk, aus diesen disparaten Völkern einen Nationalstaat unter der offiziellen Bezeichnung „Türkische Republik“. In ihren ersten Jahrzehnten gedieh diese junge Republik dank des Charismas ihres Gründervaters, aber mit der Zeit fing sie an, unter ethnischen und religiösen Zuckungen zu leiden. Das lag daran, dass der Zeitgeist die Grundlage für ethnische und religiöse Gruppen schuf, um in ihrem Namen einen politischen Kampf zu führen.

In den Neunzigern bildeten sich drei unterschiedliche politische Pole in der Türkei heraus. Diese Polarisierung, die wir kurz gesagt als Islamisten, Säkulare und Kurden klassifizieren können, führte dazu, dass sich Säkulare und Islamisten feindlich gegenüberstanden. Und dazu taten sich die Kurden von Zeit zu Zeit mit ihnen zusammen oder agierten abseits der beiden Gruppen – soweit es den kurdischen Interessen diente.

Im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts haben besonders die Neocons der Ära von George W. Bush eine Formel für die Türkei entwickelt: Sie sollte zum Schutz amerikanischer Interessen in eine nahöstliche islamische Republik verwandelt werden, ihre Hoffnungen auf einen Beitritt zur EU aufgeben und ein Nahost-Staat werden, in dem Atatürks säkulares und westliches Erbe aufgeben würde. Dieses Ziel konnte nur mit einer Partei erreicht werden, die in der Tradition des osmanisch-islamischen Kalifats verwurzelt war und die sunnitisch-islamische Bewegung vertrat. Zudem hatten Militär- und Zivilverwaltungen, die sich als Putschisten versuchten, Korruption, Folter, Verfolgung und eine schwere Wirtschaftskrise die Kemalisten zermürbt.

Zu dieser Zeit wurde die AKP gegründet und ihr Vorsitzender Recep Tayyip Erdoğan kam mit 34 Prozent der Wählerstimmen an die Macht. Das Volk war der alten Herrschaft müde und unterstützte die neue Bewegung. Erdoğan begeisterte die konservative Öffentlichkeit mit islamischer Rhetorik, Sozialleistungen, organisierten religiö-



Hoffnung fürs Land: Anhänger von Kemal Kılıçdaroğlu feiern den oppositionellen Präsidentschaftsbewerber am 30. April in Izmir.

Foto Getty

Die türkische Schicksalswahl

Noch nie gab es ein so aussichtsreiches Bündnis gegen Präsident Recep Tayyip Erdoğan.

Von Zülfü Livaneli

sen Orden und Träumen von einer Wiederauf-
erhebung des Osmanischen Reichs. Manche fühlen sich wie in einem Wiederholungsspiel gegen die Atatürk-Ära. Während ihrer Gründung und des Aufstiegs zur Macht zog die AKP Nutzen aus der weitverbreiteten Enttäuschung angesichts des verrotteten, verkrusteten Systems der Neunziger und der Überreste des Putsches. Zur Zeit ihrer Gründung und in den ersten Jahren ihrer Herrschaft stellte sie Konzepte wie Demokratisierung, Menschenrechte, Recht und Gesetz sowie Freiheit in ihr Schaufenster, gegen die niemand etwas einzuwenden hatte.

Die Tatsache, dass die Mitte-rechts- und Linksparteien mit ihren internen Streitigkeiten statt mit den Problemen der Wähler beschäftigt waren, hat der AKP während ihrer Regierungszeit in die Hände gespielt. Sie ließ keinen Vorteil ungenutzt, der sich ihr bot.

In den folgenden Jahren wurde diese Polarisierung, deren Ursachen in den Neunzigerjahren

lagen, eines der meistgenutzten Instrumente für die AKP beim Machterhalt. Diskurse, die Segregation und Marginalisierung in der Gesellschaft vergrößerten, führten zur Erkenntnis, dass diejenigen, die es sich leicht machen wollten, ihre Bindung zur regierenden AKP intensivierten. Und entsprechend wurden diejenigen, die sich nicht auf deren Seite schlugen, kaltgestellt.

Die folgenden Sätze stammen von Erdoğan: „Demokratie ist wie eine Straßenbahn; wenn ich angekommen bin, wo ich hinwill, steige ich aus.“ „Ich würde ein Priestergewand tragen, wenn es für meine Sache notwendig sein sollte.“ „Wir brauchen die Immoralität des Westens nicht. Wir entstammen einer größeren Zivilisation.“

Seit seinem Machtantritt im Jahr 2002 hat Erdoğan sämtliche Institutionen der Republik zerstört und Judikative, Exekutive, Legislative und speziell das Militär seiner Kontrolle unterworfen. Als parteiischer Präsident hat er das System in einen Parteistaat verwandelt. Er hat versucht, Mil-

lionen von säkularen Frauen, die das Wahlrecht im Jahr 1934 erhalten hatten und zu leuchtenden Beispielen auf solchen Feldern wie Wissenschaft, Kunst, Bildung und Kunst geworden waren, unter islamisches Recht zu stellen. Die Konvention von Istanbul, die Frauen ihre Rechte garantiert, hat er außer Kraft gesetzt.

Die parteiische Justiz hat Philanthropen wie Osman Kavala, kurdische Politiker, Journalisten und Menschenrechtsverteidiger für Jahre eingesperrt, während sie zugleich erklärte, dass sie sich nicht den Urteilen des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte unterwerfen werde.

Noch nach allen Wahlen und Referenden, die die AKP in den letzten zwanzig Jahren gewonnen hat, fuhr der Zug in Richtung Demokratie weiter, aber er verlief von Tag zu Tag an Geschwindigkeit. Er hat nun seine Endstation erreicht.

Die Türkei ist zu einem seltsamen „republikanischen“ System geworden, in dem eine einzelne vom Volk gewählte Person die Befugnis hat, alles

allein zu entscheiden, ohne dem Volk gegenüber Rechenschaft abzulegen. Ein durch die Mechanismen der Demokratie „gewählter Sultan“ scheint nach sechshundert Jahren unter der Herrschaft eines „Sultan-Kalifen“ für manche Menschen akzeptabel zu sein.

Während die Türkei gerade mit einer schweren Wirtschaftskrise kämpft, haben sich sechs Parteien von rechts und links unter der Führung von Kemal Kılıçdaroğlu, dem Vorsitzenden der Republikanischen Volkspartei, zusammengeschlossen. Ihr gemeinsames Programm reicht von der Anerkennung der Urteile des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte bis hin zu politischer Transparenz. Insbesondere verspricht es eine Aufarbeitung der Korruptionsfälle im Land, deren Gesamthöhe sich auf einen Gegenwert von mehreren hundert Milliarden Dollar belaufen soll.

Alle wichtigen Parteien, die gegen Erdoğan sind, unterstützen die Kandidatur von Kemal Kılıçdaroğlu bei dieser Präsidentschaftswahl. Kılıçdaroğlu stammt aus kleinen Verhältnissen; seine Familie gehört der kurdischen und alevitischen (also universalistisch muslimischen) Minderheit an. Im öffentlichen Dienst hat er jahrelang als Beamter gearbeitet, und angesichts seines ethnischen und religiösen Hintergrunds wird seine Kandidatur mit dem Präsidentschaftswahlkampf von Barack Obama im Jahr 2008 verglichen.

Derzeit weisen alle Umfragen einen Vorsprung von Kılıçdaroğlu gegenüber Erdoğan aus. Dennoch gibt es Befürchtungen unter den Säkularen, dass Erdoğan um keinen Preis seinen Platz räumen will, was zu unerfreulichen Ereignissen führen könnte. Die Atmosphäre im Land ist angespannt, und selbst Paco de Lucias magische Hände können sie nicht lockern. Doch wie auch immer: Der Abend am 14. Mai wird für manche die Euphorie des Flamencos und für andere die Traurigkeit des Fados bieten.

Zülfü Livaneli, geboren 1946 in Ilgin, ist Komponist und einer der populärsten Sänger der Türkei. Zuletzt erschien bei Klett-Cotta sein Roman „Der Fischer und der Sohn“.

Aus dem Englischen von Andreas Plathaus.

Ein Grund, aus dem man sich Filme der „Schwarzen Serie“ immer wieder ansehen kann, liegt in den eleganten Haken, die ihre Handlung schlägt. Selbst wer sich noch erinnert, wen Philipp Marlowe am Ende von „Tote schlafen fest“ als Mörder entlarvt, weiß kaum noch, auf welchen Umwegen der Privatdetektiv dieses Rätsels löst. Ganz ähnlich verhält es sich mit dem Film „High Tide“ von John Reinhardt aus dem Jahr 1947: Selbst wer weiß, warum hier gleich zu Beginn zwei Männer in einem Autowrack in der steigenden Flut erwachen, hat immer wieder Spaß daran, den vielen falschen Fahrten zu folgen, die in den Rückblenden gelegt werden, die von zwei Szenen im wellenumspülten Autowrack wie eine Klammer umschlossen werden.

Die beiden Männer sind der Zeitungsredakteur Hugh Fresney (Lee Tracey) und der Privatdetektiv Tim Slade (Don Castle). Slade hat früher selbst einmal für Fresneys Blatt in San Francisco gearbeitet, ist allerdings wegen Unstimmigkeiten mit dem Verleger rausgeworfen worden und füttert seine professionelle Neugier nun auf dem lukrativen Berufsfeld der Privatschnüffelei. Fresney ruft den alten Freund mit einem Telegramm zurück in die Stadt und begrüßt ihn mit Sätzen, wie sie nur Männer in Noir-Filmen sagen können, ohne dabei lächerlich zu wirken: „Ich kann den Tod riechen, wenn er nah ist, und ich rieche ihn jetzt.“ Dass der Zeitungsmann nicht an Paranoia leidet, stellt sich recht schnell heraus. Auf dem Weg zur Villa des Verlegers wird er von düsteren Gestalten verfolgt, vor der Tür fliegen Kugeln. Den Angriff wird Fresney kurz darauf gegenüber der Verlegergattin kühl beiseitegewischt: „Es ist ja immer Jagdsaison auf Redakteure.“ Solche Sätze und Szenen sind fast schon B-Film-Klischees. Und auch wenn „High Tide“ mit seinen kurzen 71 Minuten genau auf das Profil der vermeintlich

 Retrospektive: „High Tide“

Dunkle Fluten

John Reinhardts Noir-Thriller durchstreift San Francisco kurz nach dem Zweiten Weltkrieg.



Schattenspiele: Anabel Shaw, Don Castle (Mitte) und Regis Toomey Foto ddp

zweitklassigen Hollywoodfilme passt, ist er keineswegs minderwertig. Im Gegenteil!

Was der in Österreich geborene und 1922 nach Amerika eingewanderte John Reinhardt hier aus einem bescheidenem Budget gemacht hat (der Film entstand als unabhängige Produktion ohne großes Studio im Rücken), verdient den Namen „Filmkunst“. Die meisten Szenen – so erfährt man aus dem umfangreichen Bonusmaterial

einer aktuellen DVD-Ausgabe, der die Film Noir Foundation quasi als B-Movie-Doppelfeature noch die restaurierte Fassung von Reinhardts „The Guilty“ beigab – konnte er nur einmal drehen; mehr Geld war nicht vorhanden. Dieser Druck setzte besondere Kreativität frei, nicht nur bei der Regie, auch bei den Darstellern. Wenn Julie Bishop als immer beschwipste Verlegergattin plötzlich den Trunkenheitsschleier von

ihren Augen hebt, sobald der Name Tim Slade fällt, dann erzählt das Feuer in ihrem Blick von einer längst verloschen geglaubten Affäre, deren Existenz allein über solchen Subtext herausgearbeitet wird.

Reinhardt, der für die Arbeit an „High Tide“ gerade einmal dreitausend Dollar bekam, überlegte sich aber auch, wie er mit den wenigen Mitteln, die ihm zur Verfügung standen, größtmög-

liche Effekte erzielen konnte. Bei einer Schießerei auf einer Treppe blickt die Kamera allein auf die Schatten an der Wand, verhüllt damit so lange wie möglich die Identität des Täters. Überhaupt ist das San Francisco Reinhardts durchzogen von scharfen Schwarz-Weiß-Kontrasten, wobei die Düsternis, aus der die Figuren auftauchen, überwiegt. Sie schleicht in jedem Zimmer, in jedem Zeitungsbüro vom Rand her ins Bild. Die Beleuchtung legt hier also nahe, dass der Krieg und seine Erlebnisse noch immer Schatten auf die Männer und Frauen werfen. Es gibt keinen Frieden. Stattdessen finden sich Reinhardts Protagonisten in einer Gesellschaft wieder, in der nur überlebt, wer ohne Skrupel und ohne Moral ist.

„High Tide“ wirkt heute noch aus einem anderem Grund erstaunlich aktuell, erzählt der Film doch auch von einer Medienkrise. Ein reicher Geschäftsmann will die Zeitung, der Fresney als Chefredakteur vorsteht, kaufen. Der Verleger denkt über das Angebot nach, der Redakteur ist außer sich. Was denn dann aus der journalistischen Unabhängigkeit werde, fragt er empört. Nur um kurz darauf seinen Untergebenen zu erklären, dass man die Auflage steigern müsse und das nicht erreichen könne, wenn man sensible Geschichten mit Samthandschuhen anfasse. Sagt's und lässt ein Foto einer weinenden Witwe schießen, die in die Redaktion gekommen war, um ihn und seine tendenziöse Berichterstattung für das Todesurteil gegen ihren Mann verantwortlich zu machen.

So wie die Bilder in Reinhardts Filmen sich durch ein scharfes Schwarz-Weiß auszeichnen, so sind seine Figuren dazu das Kontrastprogramm: Auch das stärkste Licht kann ihre Motive nie ganz ausleuchten. Die erfährt man erst am Schluss, wenn man wieder am Autowrack angekommen ist und die Flut unaufhörlich steigt. MARIA WIESNER